

# Max Rüegers buntes Wochenblatt : die Seite für Herz, Gemüt und Verstand

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **109 (1983)**

Heft 13

PDF erstellt am: **03.08.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



### Der Sinnspruch der Woche

**Die Fenster auf –  
der Stenz ist da!**

Ausruf eines Freudenmädchens

## Max Rüegers Buntes Wochenblatt

Die Seite  
für Herz, Gemüt  
und Verstand

### Unser Kommentar

## Ausgestossen ...

Bisher erlebte ich das nur von wegen Fernsehen. Meine kulturpolitisch kaum zu rechtfertigende Aversion gegen Serien aller Art hat mich in den letzten Jahren mehr und mehr in die fragwürdige Rolle eines gesellschaftlichen Aussenseiters gedrängt.

Ich kannte kaum einen Detektiv, nicht einmal den mit dem schmutzigen Regenmantel, Hinweise auf glatzköpfige Superstars verhalten bei mir ungehört, ja, und Schmach und Schande über mich, selbst DALLAS kann meinerseits keine Zuschauerprocente punkten.

Zwar habe ich mir vorgenommen, beim «Denver-Clan» alle Anstrengungen zu unternehmen, um mitreden zu können. Ich will wirklich recht fleissig sein und versuchen, der Handlung zu folgen und mir die Charakterbilder der Hauptdarsteller so einzuprägen, dass ich Joan Collins tatsächlich als Scheusal einstufe und sie nicht mit der Protagonistin der Trapp-Familie verwechsle.

Aber wer weiss, wie lange ich das durchstehe ...

Nun aber bin ich dabei, abseits vom Bildschirm, wieder ins Offside zu geraten.

Fassungslos stelle ich fest, dass unser Volk von einer Seuche erfasst ist, der man nicht entfliehen darf, nein, der man sich tapfer entgegenstemmen muss.

Ich könnte meine Leser fragen, was ich meine. Ich meine, ich frage nicht.

Weil meine Leser wissend sind.  
Das ominöse, fabulöse Stichwort heisst BINGO.

BINGO, das sind so Zahlen in Feldern, die mit Zahlen in andern Feldern übereinstimmen sollen, und wenn sie übereinstimmen, hat man gewonnen.

Auf Kreuzfahrtschiffen nahm ich pflichtschuldigst jeweils an einem öden Bordnachmittag als Beobachter an Bingo-Spielen teil, flüchtete jedoch mit schöner Regelmässigkeit nach knappen zwanzig Minuten an die Columbus-Bar auf dem Zwischendeck, um dorten zollfreie Getränke zu inhalieren.

Aber hier und jetzt, als helvetische Landratte, komme ich um BINGO nicht mehr herum.

Man betritt beispielsweise frohgelaut das Gebäude seines Brötchengebers, wirft einen munteren Scherz in die Kollegenrunde – und erntet finsteres Schweigen.

«Häsch nanig, gäll, drum schnurrisch so blöd ...»

Oder es tönt:  
«Mit vier chumi natürlü nienet ane. Moorn lauft beschtimmt scho sdritti Schpiil.»

Und die Kollegenrunde nickt.  
Und lässt mich menschliche Eiseskälte fühlen.

Respektive «liess». Ich wiederhole «liess». Denn ich war vorige Woche Strohtwiler und nahm von meiner lieben Frau

zwei Aufträge entgegen: Zweitens waren die Blumen zu begiessen – und erstens die Bingo-Zahlen abzuhaken. Ich tat das erste höchst widerwillig. Allerdings nur zwei Tage lang. Seither bin ich bingoid.

Und Experte. Und im Freundeskreis anerkannt. Mein schönstes Erfolgserlebnis hatte ich vorgestern, als mich eine Sekretärin doch tatsächlich um Rat fragte.

Und ich konnte und durfte ihr helfen. Sehr zum Ärger eines altgedienten Bingo-Players, der mich in der Kantine offen als Parvenü und Bingo-Nouveauriche apostrophierte.

Ich kann's mit Fassung tragen.  
Ich mache Bingo. Ich bin quasi ein Bingo Starr.

### Unser Schallplatten-Tip

Nachdem der Markt seit Monaten überschwemmt wird von Produkten, die weder musikalisch noch textlich höheren Ansprüchen genügen, kann hier auf eine Einspielung hingewiesen werden, die ebenso geistreich wie volksnah ist. Es handelt sich dabei um eine äusserst geschickt montierte Sprechplatte mit dem satirisch-fänglichen Titel «Alles isch ufe – mir chönd nöd abe – alls geht jetzt abe – aber mir bliibed gliich!»

In langwieriger und engagierter Recherchier-Arbeit wurden auf dieser farbenfroh eingehüllten LP dreiuudreissig originale Statements von Hauseigentümern aneinandergereiht, die prägnant, zum Teil sogar witzig, aber stets informativ erläutern, weshalb sie trotz sinkender Zinssätze und Erdölpreise die Mieten so belassen möchten, wie sie sind. Diese Platte ist das Party-Mitbringsel der Saison! Hintergründiger Spass – mit spassigem Hintergrund. Hitverdächtig!

## Unser Wochenroman: SRösli im Leue

Ein volkstümliches Schicksal Von Jean-Jacques Binzer

Nachdem die Sirene der neuerstellten Zivilschutzanlage das halbe Dorf aufgeschreckt hatte, lösten sich Rösli und der Leutnant in Sekundenschnelle aus ihrer zärtlichen Umarmung.

«Rösli, ich mues, au wänn i nöd will ...»

«Heinz, ich will, au wänn i nöd mues ...»

Zwei Menschen, in frischer Liebe vereint, sahen ein, dass nun Pflicht vor Neigung kommen sollte.

Leutnant Ritter stürzte aus der Beiz und eilte zum Schulhausplatz. Als er um die Ecke beim Gemeindehaus bog, stellte sich eine dunkle Gestalt ihm in den Weg.

Der junge Offizier zuckte kurz zusammen, fasste sich aber sogleich mannhaft. Vor ihm stand sein Rivale, der Lauener Toni.

Er keuchte.

«So, jetzt han i di, du Lump!»

Ritter versuchte, sich versöhnlich zu geben.

«Toni, was söll das ... Mach kä Lämpe. DKompanie hätt Alarm – ich mues zu miim Zug.»

Der Lauener Toni grinste dämonisch.

«Seit dir dNummere 3987086 öppis?»

Heinz erlebichte. Ihm war eben seine Privattelefonnummer ans Ohr gedrun-gen.

«Toni – chumm mach kä Seich – mir rehed übermoorn mitenand, das isch alles halb so schlimm ...»

Vor ihm drehte sich alles. Hatte der Lauener wirklich bei ihm zu Hause an-gerufen? Die Folgen wären unabsehbar. Dabei konnte er sich jetzt, in dieser kritischen Manöver-Situation, keine Schwä-

che leisten. Sein Zug, die Kompanie – man brauchte die vollumfängliche Führungskraft eines jeden Offiziers. Und obendrein – da war noch die Beförderung ...

Fünf Sekunden lang standen sich Leutnant Ritter und der Lauener Toni an der Ecke des Gemeindehauses – ein renovierter, schmucker Riegelbau übrigs – vis-à-vis.

Keiner tat einen Wank.

Dann schnellte die zur Faust geballte Hand des Zugführers millimeterpräzis in Richtung Kinn des Molkereiangestellten.

Die Wirkung war fürchterlich.

(Fortsetzung folgt)